GENDER OPEN REPOSITORIUM

Das Geschlecht, das nicht zwei ist : Geschlecht, Differenz und queere Einsprüche

Hark, Sabine

2015

https://doi.org/10.25595/325

Veröffentlichungsversion / published version
Sammelbandbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Hark, Sabine: *Das Geschlecht, das nicht zwei ist : Geschlecht, Differenz und queere Einsprüche*, in: Mahs, Claudia; Rendtorff, Barbara; Warmuth, Anne (Hrsg.): Betonen – Ignorieren – Gegensteuern? Zum pädagogischen Umgang mit Geschlechtstypiken (Weinheim: Beltz Juventa, 2015), 135-150. DOI: https://doi.org/10.25595/325.

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY 4.0 Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de

Terms of use:

This document is made available under a CC BY 4.0 License (Attribution). For more information see:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.en

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

Sabine Hark

Das Geschlecht, das nicht zwei ist.[1]

Geschlecht, Differenz und queere Einsprüche

1. Aktenzeichen xy ungelöst

Nicht nur in der Geschichte der Leichtathletik ist der 19. August 2009 ein Datum, das in deren Annalen zukünftig einen prominenten Platz einnehmen wird. Auch über die Frage, wie viele Geschlechter es tatsächlich gibt, wird seit diesem Tag nicht mehr gesprochen wie zuvor. Zur Erinnerung: Am 19. August 2009 rennt die südafrikanische Mittelstreckenläufer_in Caster Semenya während der Leichtathletik-WM in Berlin im 800-Meter-Finale ihren Konkurrent_innen davon und gewinnt mit einer Zeit von 1:55,45. Es ist ihre persönliche Bestleistung und zugleich in diesem Jahr auch die Weltjahresbestleistung bei den Frauen. Es ist: die Goldmedaille.

Caster Semenya rennt ein fabelhaftes Rennen, vom Rennverlauf vergleichbar dem weltweit bestaunten Weltrekord-Rennen von Usain Bolt während derselben WM. Aber sie läuft nicht Weltrekord. Andere Frauen vor ihr sind schneller gelaufen – der Weltrekord der Frauen steht seit dem 26. Juli 1983 bei 1:53,28, gelaufen von Jarmila Kratochvílová in München. Mit ihrer Berliner Zeit nimmt Semenya Platz 14 der ewigen Bestenliste der 800-Meter-Läufe von Frauen ein. Auch von der Zeit des langsamsten männlichen Läufer unter den 50 Schnellsten der Welt ist Semenyas Zeit weit entfernt (1:43,33 minn, gelaufen vom kenianischen Läufer William Chirchir am 3. September 1999 in Brüssel), ganz zu schweigen vom bis zu Semenyas Lauf schnellstem der Männer (1:41,11, gelaufen von Wilson Kipketer in Köln am 24. August 1997).

Es gab mithin vordergründig keinen Grund, Semenyas Lauf und Sieg zu bezweifeln – auch Usain Bolt steigerte im Übrigen bei dieser WM seine Leistung in sehr kurzer Zeit auf noch zwei Jahre zuvor als unwahrscheinlich geltende Zeiten. Doch Caster Semenya war es, wie bekannt, nicht vergönnt, ihren Titel zu genießen. Die Leistung stand unmittelbar nach dem Ende des

1 In Anlehnung an Luce Irigaray (1979), „Das Geschlecht, das nicht eins ist".

Rennens bereits unter Verdacht. Statt ihr, wie im Sport üblich, zu gratulieren, taten sich ihre unterlegenen Konkurrent_innen gegenüber Journalist_innen mit geschlechtsbezogenen Schmähungen hervor. Auch das Berliner Publikum – abgesehen von der kleinen Schar südafrikanischer Fans – verweigerte den Applaus. In einer an Peinlichkeit – in des Wortes schärfster Bedeutung – kaum zu überbietenden Weise wurde Semenya direkt im Anschluss an den Lauf von Funktionären aus dem Stadion geführt und zum Objekt medizinischer Geschlechtsfeststellungstests gemacht.

Ihre „männliche Erscheinung", das „ausgeprägte Kinn", die „tiefe Stimme" und großen Hände, „stark definierte Muskeln", das alles sei „doch einigermaßen dubios", weshalb es Zweifel gäbe, nein: nicht, ob Semenya gedopt ist, sondern „ob diese Lady eine Frau ist" (Dieterle 2009, o. S.), so der Sprecher der internationalen Vereinigung der LeichtathletInnen (IAAF), Nick Davies, und IAAF-Vizepräsident Pierre Weiss am Tag danach. So dubios für die IAAF, dass Semenyas Geschlecht – und damit ihr Status als Mensch – auf den biomedizinischen Prüfstand musste.

Die Leichtathletikwelt stand für geraume Zeit danach Kopf. Die Frage „Wer ist ein Mann, und wer eine Frau, wer ein Junge und wer ein Mädchen?" (Eder 2009, o. S.) beschäftigte (wieder einmal) Sportfunktionär_innen und Mediziner_innen, Jurist_innen und Journalist_innen. Aus Sicht einer queerfeministischen Geschlechterforscher_in, die immer schon bezweifelte, dass ‚die Wahrheit' des Geschlechts in Form einer zweifelsfrei gegebenen Zweigeschlechtlichkeit existiert, ereignete sich Erstaunliches. Denn was hier passierte, kann durchaus als eine Form praktischer Dekonstruktion von Zweigeschlechtlichkeit – eine Wirklichkeit, die uns seit nunmehr zwei Jahrhunderten als unhintergehbare, in ‚nackten Tatsachen' begründete, ewige ‚Wahrheit' erscheint – angesehen werden. Galt bisher, regelmäßig von Ärzten und Ärztinnen gleich nach der Geburt durch den routinisierten Blick auf die Geschlechtsmerkmale festgestellt: Du bist ein Junge, du bist ein Mädchen, es gibt nur diese zwei Möglichkeiten – im Zweifelsfall wurde chirurgisch nachgebessert –, so geriet diese vorgebliche Gewissheit jetzt (erneut) deutlich unter Druck. Nach den ersten medialen Volten, als selbst seriöse Zeitungen nicht davor gefeit waren, sich der Register des Dubiosen, Zweifelhaften, Betrügerischen zu bedienen und die Frage gestellt wurde ‚*Was* ist das?' (vgl. Simeoni 2009, Herv. S. H.), waren bald jene Stimmen in der Mehrheit, die dafür plädieren, dass Politik, Gesellschaft und der Sport endlich anerkennen sollen, was nicht zu bestreiten ist, dass es nämlich ein drittes Geschlecht gibt. „Weder eine Betrügerin noch eine Kriminelle ist 800-Meter-Weltmeisterin Caster Semenya. Wahrscheinlich ist sie intersexuell. Der Sport sieht sich nun vor Fragen gestellt, die Politik und Gesellschaft seit Jahrzehnten tabuisieren" (Eder 2009, o. S.), kommentierte die FAZ. Die Menschheit sei keine Zweiklassengesellschaft, denn es gäbe eine weitere Möglichkeit: das dritte Geschlecht.

Mindestens hunderttausend Intersexuelle, fährt der Artikel fort, solle es allein in Deutschland geben, Schätzungen reichten bis zu einer Million. Es gäbe „viel mehr Betroffene als angenommen", wird die Autorin Ulla Fröhling zitiert, die 2003 im Links-Verlag das, wie die FAZ schreibt, „eindrucksvolle Buch *Leben zwischen den Geschlechtern* veröffentlichte – mit der erklärten Absicht, die Idee denkbar zu machen, dass intersexuellen Menschen ein Raum in dieser Gesellschaft zusteht" (ebd.). Eine Idee, die, so endet der Artikel, leider „eine Idee geblieben" sei, wie das Beispiel von Caster Semenya zeige, der 800-Meter-Weltmeisterin von Berlin.[2] Doch das allein brächte Zweigeschlechtlichkeit noch nicht zu Fall. Im Gegenteil: Es könne sie gerade durch die Anerkennung eines dritten Geschlechts stabilisieren. Statistisch gesehen tritt Intersexualität ohnehin so selten auf, dass es gesellschaftlich ein Leichtes wäre, das dritte Geschlecht normalisierend zu integrieren: Seriöse Auswertungen aller vorhandenen Studien zu nicht-zweigeschlechtlicher Entwicklung gehen davon aus, dass weltweit ungefähr 1,7 Prozent aller Lebendgeburten dem Ideal eines absoluten Dimorphismus nicht entsprechen (vgl. Blackless et al. 2000). Und entgegen allem Anschein sind Gesellschaften – positiv gesprochen – sehr wohl lernfähig und auf lange Sicht in der Lage, Abweichendes zu integrieren. Man könnte sogar sagen, dass es gerade das Erfolgsgeheimnis moderner Gesellschaften ist, Abweichung zu integrieren, statt zu exkludieren. Zudem: Warum sollte ausgerechnet ein Einzelfall wie die Geschichte Semenyas wirkmächtiger sein als etwa die Kritik feministischer Biolog_innen, die seit Langem argumentieren, dass der sexuelle Dimorphismus ein Ideal, aber nicht biologische Wirklichkeit ist? Doch Medizin und Biologie, so die feministische Kritik, hielten wider besseren Wissens an ihrer normativen Haltung fest, Zweigeschlechtlichkeit sei normal,

2 Laut Berliner Zeitung vom 20. November 2009 einigten sich die südafrikanische Regierung und Semenyas Anwält_innen mit dem Leichtathletik-Weltverband IAAF darauf, dass die Läufer_in den WM-Titel von Berlin samt Prämie von 60.000 Dollar behält. Zudem wurde über die Ergebnisse der Untersuchungen von Semenyas ‚wahrem' Geschlecht Stillschweigen vereinbart. Gründe für die Entscheidung wurden nicht genannt. Am 6. Juli 2010 gab die IAAF bekannt, Semenya könne mit sofortiger Wirkung wieder bei den Frauen starten. Im Zuge der durch den Fall Semenya ausgelösten Kontroverse passte das Internationale Olympische Komitee im Juni 2012 die für die Olympischen Sommerspiele in London gültigen Richtlinien zu weiblichem Hyperandrogenismus an. Danach müssen sich weibliche Athleten, bei denen durch das Vorliegen eines für Männer typischen Androgenwertes ein Wettbewerbsvorteil gegenüber anderen Frauen vermutet wird, einer androgensenkenden Behandlung unterziehen, wenn sie weiterhin an Wettkämpfen unter Frauen teilnehmen wollen. Im Mai 2011 hatte bereits die IAAF entsprechende Regeln eingeführt.

alles andere aber eine pathologische Abweichung. Auch die Intersex-Bewegung hatte schon etliche Jahre davor deutliche Kritik an der medizinischen Regulierungspraxis geübt, ohne dass dies ein vergleichbares (Medien-)Echo ausgelöst hätte.

Aus feministischer Sicht sollte Zweigeschlechtlichkeit auch nicht nur deshalb hinterfragt werden, weil es (eine kleine Gruppe von) Menschen gibt, die ihr physisch widersprechen – was selbstredend schon ein sehr guter Grund ist – und deshalb ein bipolares, diskretes Klassifikationssystem völlig unzureichend ist, wie beispielsweise die US-amerikanische Molekularbiologin Anne Fausto-Sterling (2000) argumentiert. Das wäre letztlich ein defensiv-ontologisches Argument, das mit einer nicht anerkannten Faktizität gegen eine bloß soziale Denkkonvention argumentiert und Zweigeschlechtlichkeit selbst als vorgeblich morphologisches Faktum nicht in Frage stellt. Viel weitgehender und die zweigeschlechtliche ‚Wahrheit' des Geschlechts erschütternder ist dagegen die Einsicht, dass wir es in Sachen Geschlecht mit einem Kontinuum und nicht mit einer diskreten Dichotomie zu tun haben, dass Geschlecht auch jenseits von diagnostizierter Intersexualität in hohem Maße variabel ist.

2. Wider den Alltagsverstand

Und genau das zeichnete sich in der Auseinandersetzung um den Geschlechtsstatus von Caster Semenya ab, wenn auch größtenteils nicht intendiert. So wurden in etlichen Artikeln sehr ausführlich die verschiedenen Varianten, die es jenseits der chromosomalen Eindeutigkeit von [xx] und [xy] gibt, dargestellt. Es wurde erläutert, dass womöglich ein weiterer Genotyp existiert, dass Phänotyp und Genotyp, chromosomales, genitales, hormonales und gonadales Geschlecht divergieren, ja in Widerspruch zueinander stehen können, dass, so zitierte die FAZ die Genetikerin Heidemarie Nitzel, das Geschlecht ohnehin nicht so leicht zu bestimmen sei, da die „Übergänge zwischen Mann und Frau" (FAZ 2009, o. S.) fließend wären. Eine eindeutige wissenschaftliche Bestimmung des Geschlechts sei daher mit den bis heute zur Verfügung stehenden Methoden nicht möglich (FAZ, 20.08.09). Eine Einsicht, die im Übrigen ja längst ein Echo in den Regularien des internationalen Leistungssports gefunden hatte. Im Jahr 2000 hatte das IOC alle Geschlechtstests bei Sportereignissen abgesetzt und in den Regelungen des IAAF zur Geschlechtsfrage, *Policy on Gender Verification* (vgl. IAAF 2006), hieß es, eine Entscheidung nur von Fall zu Fall, basierend auf individueller Einschätzung, treffen zu wollen und zu können. Und in den 2011 überarbeiteten „IAAF-Regulations governing Eligibility of Females with Hyperandrogenism to Compete in *Womens's Competion*" nimmt der Ver-

band von „gender verification“ und „gender policy“ (IAFF 2011, S. 2) gänzlich Abstand.[3]

Es spricht also einiges dafür, dass der internationale Sport im Grundsatz anerkennt, was die feministische Forschung seit ihren Anfängen nicht müde wird zu zeigen. Dass nämlich der vorgeblich biologisch gegebene Dimorphismus in der Tat von seinem politischen und kulturellen Korsett abhängig ist, ‚die Wahrheit' des Geschlechts seit jeher keine nackte, sondern eine höchst bekleidete ‚Wahrheit' ist. Und damit wären nicht nur chirurgische Eingriffe bei Neugeborenen oder erzwungene Geschlechtsfeststellungstests als das skandalisierbar, was sie sind: menschenrechtswidrig. Mit der Herausforderung von Zweigeschlechtlichkeit steht vielmehr, wie die Kulturwissenschaftlerin Gabriele Dietze (2006) argumentiert, das herrschaftlich verfasste Ordnungssystem der geschlechtlich definierten Binarität *selbst* zur Diskussion, nämlich in seiner Übereinkunft, dass es nur zwei mögliche Körper gibt.

Für das Alltagswissen würde das bedeuten, dass auch hier (langsam) ankommt, dass es nicht nur keinen direkten Einbahnweg von Sex, also dem, was wir gemeinhin biologisches oder anatomisches Geschlecht nennen, zu Gender – dem sozial geprägten bzw. konstruierten Geschlecht – gibt, sondern es vielmehr gerade andersherum ist: dass Sex immer schon Gender gewesen ist, wie die berühmte und kontrovers diskutierte These Judith Butlers in ihrem Buch „Das Unbehagen der Geschlechter“ von 1991 lautet. Und das ist wiederum nichts anderes als die elaborierte Version jenes Satzes, der am Anfang des modernen Feminismus steht: Simone de Beauvoirs Einsicht nämlich, dass wir nicht als Frauen zur Welt kommen, sondern zu Frauen werden (vgl. de Beauvoir 1949/1992)[4].

Doch warum sollte der Dimorphismus überhaupt entkleidet werden? ‚Es gibt doch nun einmal Männer und Frauen. Worüber muss man da nachdenken?', entgegnete mir einst ein Student im Einführungsseminar in Geschlechterforschung, dem zunächst nicht einsichtig war, warum das ein Gegenstand seines Soziologiestudiums sein sollte. Spontan würde vielleicht die Mehrzahl von uns dieser Feststellung des Studierenden zustimmen. In der

3 Die Richtlinien regeln auch den Umgang mit geschlechtsangleichend operierten Sportler_innen neu. Während ursprünglich weibliche Sportler nach einer Operation ohne Weiteres in Männerwettbewerben antreten können, können – analog zu den Regelungen für den Umgang mit Sportlerinnen, die Symptome von Hyperandrogenismus aufweisen – von ursprünglich männlichen Sportlerinnen, die nach einer Operation bei Frauenwettbewerben antreten möchten, in einer im Einzelnen geregelten Prozedur Hormontests und daraus folgend Hormonbehandlungen verlangt werden, um eine mögliche Wettbewerbsverzerrung zu vermeiden.

4 „Man kommt nicht als Frau zur Welt, man wird es“, heißt es bei Beauvoir (2000, S. 334).

Tat: Es ‚gibt' Männer und Frauen. Das scheint in den Gesellschaften, in denen wir leben, unumstößliche Gewissheit zu sein. Mehr noch: Spontan teilen wir wohl auch (fast) alle die Annahme, dass es spezifische Merkmale gibt, die jeweils allen Männern und Frauen gemeinsam sind, insbesondere, dass Frauen und Männer über je spezifische Genitalien verfügen. Und leben wir nicht sehr gut mit der ‚Wahrheit' Zweigeschlechtlichkeit? Hilft diese uns nicht, die Welt sinnvoll zu ordnen, Männern und Frauen dabei, ihren Platz zu finden und herauszufinden, was sie zu tun haben? Und ja: Genau dafür wurden die bipolaren „Geschlechtscharaktere", wie die Historikerin Karin Hausen schon Mitte der 1970er Jahre gezeigt hat, im ausgehenden 18. und frühen 19. Jahrhundert ‚erfunden' (Hausen 1976).

Neu an der Bestimmung der „Geschlechtscharaktere" war dabei der Wechsel des für die Aussagen über den Mann und die Frau gewählten Bezugssystems. Seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert traten an die Stelle der sozialen Standesdefinitionen personenbezogene Charakterdefinitionen. Damit aber wurde ein partikulares durch ein universales Zuordnungsprinzip ersetzt: Statt des Hausvaters und der Hausmutter wurde jetzt das gesamte männliche und weibliche Geschlecht und statt der aus dem Hausstand abgeleiteten Pflichten werden jetzt allgemeine Eigenschaften der Personen angesprochen. Ein Prinzip, das noch heute sein Echo in jenen Publikationen findet, die uns allenthalben ‚Wahrheiten' des Geschlechts der Art verkünden, dass Frauen nicht einparken und Männer nicht zuhören können.

Aus feministischer Sicht ist das selbstredend unbefriedigend. Schließlich haben wir es nicht nur mit einem unschuldigen – zudem, wie wir gesehen haben, höchst unzureichenden – Ordnungssystem zu tun, sondern mit einer Herrschaftsstruktur, beziehungsweise eleganter gesprochen: mit einer „Weise, in der Machtbeziehungen Bedeutung verliehen wird", wie die US-amerikanische Historikerin Joan Scott (1994, S. 53) formulierte.

Und wie das genau geschieht, wie Machtbeziehungen eine geschlechtliche Bedeutung verliehen wird, die uns jene als naturgegeben, damit unhintergehund unveränderbar, ergo legitim erscheinen lassen sollen, das zeigt mein nächstes Beispiel. Dieses spricht eine deutlich andere, sich seiner Sache nämlich sicher seiende Sprache als das vorherige.

3. Der ‚ewige Unterschied'

Unter dem ewig-gestrigen Titel „Der ewige Unterschied", illustriert durch ein reizendes, gemischtgeschlechtliches Zwillingspaar in Rosa und Blau, die eine drapiert mit Puppe, der andere mit Roboter, teilte die deutsche Wochenzeitung DIE ZEIT in der Ausgabe vom 28. Juni 2007 gleich auf der Titelseite und ohne weitere Umschweife und Umstände Folgendes mit: Mädchen blei-

ben Mädchen und Jungen Jungen! Und daran könne auch alle Erziehung nichts ändern. In der Abteilung „Wissen" geht es sachkundig weiter: Alle erzieherischen Versuche, aus Mädchen und Jungen geschlechtsneutrale Wesen zu machen, seien gescheitert. Das sage im Übrigen auch „die Forschung". Erziehung und Umwelt nämlich könnten nur gestalten, was ihnen die Natur vorgebe. Gegen Gene und Hormone jedenfalls könnten weder Eltern noch Werbung etwas ausrichten: „Gegen die Natur", versichert der Autor Burkhard Strassmann, „kommt nur an, wer sie akzeptiert" (DIE ZEIT 2007, S. 29).

Um diese Unausweichlichkeit der Natur festzustellen, reicht dem ZEIT-Autor_innen-Team zum einen der Verweis auf den schon zu Zeiten seines Erscheinens 1983 zweifelhaften Bericht des gescheiterten Selbstexperiments von Marianne Grabrucker, *Typisch Mädchen … Prägung in den ersten drei Lebensjahren* (1983), ihre Tochter geschlechtsneutral zu erziehen, zum anderen ein Blick in deutsche Kinderzimmer und -tagesstätten, in Spielzeugläden und Schulen. Denn dort wimmele es nur so von raufenden Jungs, die aus jedem Aststück ein Gewehr machten, um in die Welt zu ziehen und Monster zu killen, und sittsamen Mädchen in goldenen Schühchen und Glitzerkleidern, die auch mit einem Rennauto nicht mehr anzufangen wüssten, als Kleinfamilie zu spielen. Wo diese selbst eine kaputte Puppe lieber zur Hand nähmen als einen multifunktionalen High-Tech-Bagger, bekämen jene Schreikrämpfe, landeten sie in der Spielzeugabteilung versehentlich in der pinkfarbenen Welt von Barbie.

Und nicht zuletzt ist auch die Frage der Zusammengehörigkeit von Mann und Weib hier zweifelsfrei geklärt. Jedenfalls sind schon die vierjährigen Kerle bestens in das ABC bundesdeutscher, heteronormativ verfugter Geschlechterarrangements eingeübt: „Wenn wir groß sind, heirate ich dich. Ich verdiene Geld, und du kochst", zitiert der ZEIT-Artikel einen vierjährigen Jungen (DIE ZEIT 2007, S. 29).

In diesem Szenario scheint also die Natur vorzugeben, was wir geschlechtlich werden können – und welche sozialen Arrangements daraus resultieren. Dieses Skript ist zwar in Maßen variabel; unsere Rollen als komplementär und zugleich kontradiktorisch aufeinander bezogene sind allerdings unausweichlich. Die Alltagstheoreme der Zweigeschlechtlichkeit, deren Prinzipien Suzanne Kessler und Wendy McKenna (1978) schon Ende der 1970er Jahre aus dem Alltagswissen destilliert hatten,

- dass es zwei und nur zwei Geschlechter gibt,
- dass diese zwei Geschlechter biologisch (natürlicherweise) gegeben sind und sich im Laufe eines Lebens niemals ändern,
- dass alle Personen ausnahmslos natürlicherweise einem Geschlecht angehören,

- dass schließlich die Genitalien als der objektive Beweis eines Geschlechts gelten,

und, so muss man Kessler/McKenna wohl ergänzen,

- dass die beiden Geschlechter sich natürlicherweise wechselseitig begehren, Heterosexualität also als Regime der Regulierung von Geschlecht fungiert und Zweigeschlechtlichkeit zugleich deren Sinn ist,

ist für die Autor_innen der ZEIT das unbestrittene Maß aller Dinge und Verhältnisse.

Dem feministischen Projekt der Veränderung von Geschlechterverhältnissen, unter anderem durch die Reflexivierung von Geschlechtsidentitäten, wird folglich ein vernichtendes Zeugnis ausgestellt. Das gesellschaftliche Experiment mit „Unisex und Dekonstruktion" sei zwar offensichtlich so unvermeidlich gewesen wie andere Verkrampfungen der vergangenen Jahrzehnte – „Latzhosenzwang, geschlechtsneutraler Plural, strickende Softmännchen und Stehpinklerkrieg" (DIE ZEIT 2007, S. 29); all dies waren letztlich jedoch in den Augen des ZEIT-Autors nicht mehr als „historisch notwendige Stolpersteine fürs dumme Geradeausdenken", die heute doch *ad acta* gelegt, ja sogar widerlegt seien, denn – und nochmal zum Mitschreiben: Gegen die Natur ist eh kein Kraut gewachsen! Das aber habe Feminismus offensichtlich immer noch nicht erkannt, weswegen er – heute im Gewand von Gender-Mainstreaming – unbeirrt an der „aktiven und planmäßigen Dekonstruktion der Geschlechtsrollen" festhalte (ebd.).

Ein besseres Beispiel für die Logik und Effekte von Heteronormativität als das der ZEIT hätte ich mir selbst kaum ausdenken können, wenn Heteronormativität, allgemein gesprochen, erstens meint, dass die Zwei-Geschlechter-Ordnung und das Regime der Heterosexualität in komplexer Weise nicht nur koexistieren, sondern in einem Verhältnis wechselseitiger Bedingtheit und Ko-Konstruktion zueinander stehen, sie sich wechselseitig stabilisieren, jeweils ihre ‚Naturhaftigkeit' garantieren sowie ihre affektive Aufladung voneinander beziehen. Und wenn Heteronormativität zweitens als analytisches Konzept auch darauf zielt, das sichtbar zu machen, was am Wenigsten sichtbar ist: Dass Heterosexualität als Identität und Institution, als Praxis und als System so beharrlich ist, gerade weil in der Regel nicht von ihr gesprochen wird, weil sie als unsichtbare, gleichwohl mächtige Textur des Sozialen und insbesondere als mächtige Technologie des Geschlechts operiert. „Thinking straight" nennt das die US-amerikanische Soziolog_in Chrys Ingraham (2004).

Ingrahams Hinweis, dass die vergeschlechtlichenden Operationen von Heterosexualität *im Denken* selbst verborgen werden und dies im Effekt ich-

ren naturalisierten Status, ihre Unbefragtheit ausmacht, Heterosexualität also das ist, was ‚richtig' ist, liefert einen ersten Hinweis, wie die Logik von Heteronormativität zu denken und ihre Effekte zu verstehen sind. Heteronormativität bezeichne das *Gefühl der Richtigkeit*, schreiben Lauren Berlant und Michael Warner (2005): jenes Ensemble von Institutionen, Strukturen des Verstehens und praktischen Orientierungen, das Heterosexualität als kohärent und privilegiert erscheinen lässt. Diese Kohärenz, fahren Berlant und Warner fort, sei immer provisorisch und die Privilegiertheit von Heterosexualität kann verschiedene, auch widersprüchliche Formen annehmen: *unmarkiert*, als die grundlegende Sprache des Persönlichen und Sozialen; *markiert*, als natürlicher Zustand – es ist die unabweisbare Notwendigkeit der Reproduktion der Gattung, die den Geschlechterunterschied heterosexuell-kontradiktorisch strukturiert; oder *projiziert*, als Ideal oder moralische Errungenschaft.

4. Rückzugsgefechte?

Doch kommen wir noch einmal zurück zum ZEIT-Artikel. Hier dominiert ein gänzlich anderer Ton als jener, den wir in den Äußerungen zu Caster Semenya kennengelernt haben. Ist dort von Ungewissheit und Nicht-Wissen die Rede, davon, dass wir Geschlecht weder bestimmen können, noch wissen, welche Wechselwirkungen beispielsweise zwischen chromosomalem und hormonellem Geschlecht bestehen, so dominiert hier ein Ton der absoluten Gewissheit. Dass es zwei und nur zwei Geschlechter gibt, diese schon erkennbar sind an ihren Spieldingen, in denen sich ihre wahre Natur zu erkennen gebe, von solcher Warte aus ist die Dekonstruktion von Zweigeschlechtlichkeit nur Teufelszeug, weil wider ‚die Wahrheit' der Natur. Doch wiederum von einer optimistischen Warte aus betrachtet, können wir auch diese populistisch-naturalisierenden, auf biologisierte Mythen zugrückgreifenden Interventionen entgegen dem ersten, sich zweifelsfrei gebenden Anschein nicht nur als Ausdruck von Zweifel und Ungewissheit deuten, sondern auch als Rückzugsgefechte einer in die Defensive geratenen, heterosexuell organisierten und biologisch fundierten Zweigeschlechtlichkeit – und vielleicht mehr noch von heterosexueller Männlichkeit. Dafür spricht oberflächlich gesehen einiges. In Ostdeutschland etwa sehen die jungen Männer von den Frauen meist nur noch die Rücklichter der Autos, die sie sich selbst längst nicht mehr leisten können, und ohnehin haben jene sie, was Bildung und Ambitionen, Kreativität und Visionen angeht, längst abgehängt, wie eine um die andere PISA- und Jugendstudie zeigen. Weder im Berufsleben noch in der Bildung oder in den Familienbeziehungen taugen also die alten Geschlechterarrangements noch, und dies vor allem, weil die Frauen diesen Arrangements massenhaft den Rücken kehren.

Die „inverse Strukturierung der Moderne“, wie die Soziologin Claudia Honegger (1991, S. 1) es nannte, also das gleichzeitige Erscheinen von Mensch und Weib und die damit einhergehende hierarchisierende Ordnungsfunktion der Geschlechterdifferenz, scheint ihre naturalisierte und veralltäglichte Evidenz sowie ihre Wirkmächtigkeit endgültig zu verlieren. Dass Männer und Frauen ‚von Natur aus‘ unterschiedlich begabt sein sollten, ihnen folglich unterschiedliche Wege offenstehen und Positionen zukommen, dass er der Mensch und sie das Weib ist, sie an den Herd und er an die Börse gehört, hat jegliche Plausibilität verloren. Feministische Anliegen sind zudem Teil historischer Objektivität, Teil institutioneller Vorgaben und institutionellen Handelns geworden. Gleichberechtigung zwischen den Geschlechtern gilt den meisten Frauen und Männern in den Gesellschaften des Westens als umgesetzt oder zum Greifen nah. Jedenfalls existieren geschlechtsbezogene Benachteiligungen in der Wahrnehmung von (jungen) Frauen und Männern kaum noch beziehungsweise werden dann, wenn sie wahrgenommen werden, als nicht legitim bewertet.

Doch wo nicht nur Busse und Bahnen von Frauen gelenkt werden, schwinden umgekehrt die homosozialen Reservate der Männer und damit jene Räume, in denen Bourdieu zufolge der männliche Habitus in seiner doppelten Distinktions- und Dominanzstruktur – gegenüber der Welt der Frauen und auch gegenüber bestimmten anderen Männern – konstruiert und am Leben erhalten wird. Wenn aber Frauen Kanzler sein können und Schwule Regierende Bürgermeister oder Fußballnationalspieler, diese also zu veritablen Konkurent_innen für den ganz normalen heterosexuellen Mann geworden sind, ist dessen Weg zur Position des Alphatierchens deutlich komplizierter und unübersichtlicher geworden.

Um diesen nicht nur gefühlten Erosionen im Geschlechterverhältnis – die nicht zuletzt indizieren, wie nachhaltig feministische Bewegungen in die Geschlechterordnungen und patriarchalen Tiefenstrukturen unserer Gesellschaften eingegriffen haben – Herr zu werden, wird einmal mehr das Arsenal biologisch fundierter ‚Wahrheiten‘ geöffnet. Weil offensive Infragestellungen von Geschlechtergerechtigkeit und Gleichberechtigung politisch nicht mehr opportun sind, wird die naturwissenschaftlich skandierte Betonung von wie auch immer ‚natürlichen‘ Geschlechterdifferenzen umso bedeutsamer.

Das ist für sich genommen nicht neu, im Gegenteil: Zunächst gehört ja die Produktion vielfältiger, sich permanent modernisierender Bilder von Männlichkeit und Weiblichkeit zum Arsenal jener Strategien moderner Gesellschaften, mit denen diese zur Wahrung ihrer strukturellen Stabilität auf Veränderungen reagieren. Diese Bilder von Männlichkeit und Weiblichkeit enthalten Deutungsangebote, die es den Mitgliedern einer Gesellschaft ermöglichen, sich zu Veränderungen dergestalt ins Verhältnis zu setzen, dass sie ihre praktischen Lebensäußerungen mit Sichtweisen, Normen und Wer-

ten versehen, die tendenziell mit den aktuell hegemonialen Deutungen und Normierungen ökonomischer, politischer und sozialer Verhältnisse korrespondieren. Und Geschlechterdiskurse – und, eng damit verknüpft, heteronormativ gerahmte, familienbasierte Vorstellungen von Sozialität – eignen sich dafür deshalb so gut, weil sie eine die Individuen und ihre unmittelbaren Beziehungen direkt ansprechende Form des Verhandelns über die Gesellschaft, ihr Selbstverständnis, die Legitimierung von In- und Exklusionen und von Ungleichheiten darstellen.

Es waren in diesem Zusammenhang gerade die im 19. Jahrhundert neu entstehenden Wissenschaften der Anthropologie, der Medizin, der Gynäkologie und der Anatomie, die beanspruchten, das ‚Wesen' der Geschlechterdifferenz entschlüsseln zu können, die die Biologisierung von Weiblichkeit betrieben und der Moderne so eine griffige Antwort auf ihr Dilemma lieferten, die natürliche Gleichheit aller Menschen zu behaupten, zugleich jedoch die politische Ungleichheit der ‚Wilden, Irren und Frauen' rechtfertigen zu wollen – und zu müssen. Bis in unsere Gegenwart sollte jene asymmetrisch organisierte ‚inverse Strukturierung' von Männlich-Universalem und Weiblich-Besonderem wesentlich die kulturelle, soziale und symbolische Architektur moderner Gesellschaften bestimmen. Sie stellt bis heute auch ein mächtiges, immer wieder aktualisiertes und aktualisierbares Wahrheits-Archiv zur Verfügung, um auf Erschütterungen in der asymmetrischen Textur der Geschlechter und Gesellschaften zu antworten. So warnte die Historikerin Joan Scott (2001) bereits am Ausgang des 20. Jahrhunderts vor dem neuerlichen Siegeszug soziobiologischer und evolutionstheoretischer Argumentationen – allerdings auch vor dem möglichen Versagen der feministischen Theorie, auf diese Herausforderung zu antworten.

Das ZEIT-Dossier ist vor diesem Hintergrund symptomatisch zu verstehen; und zwar als Symptom neuerlicher Verhandlungen einer heteronormativ gerahmten, biologisch fundierten Geschlechterdifferenz, die offenkundig ein privilegierter Ort ist, um Fragen zu erörtern, die wesentlich die Statik gesellschaftlicher Ordnungen berühren. Hier steht etwas auf dem Spiel – und dieses Etwas ist mehr als die Frage, ob, und wenn ja warum – Mädchen gerne Rosa tragen.

5. The more things change the more they stay the same?

Dass ‚wir das andere Geschlecht als sehr unterschiedlich wahrnehmen' müssen – was womöglich die einzige ‚Wahrheit' des Geschlechts ist –, das hatte die US-amerikanische Kulturanthropologin Gayle Rubin bereits 1975 (dt. 2006) mit der legendär gewordenen Formel vom *sameness taboo* auf den Begriff gebracht, das Tabu also, dass Männer und Frauen in jedem Fall unter-

schieden und keinesfalls als gleich wahrgenommen werden dürfen. Wie dieses Gleichheits-Tabu funktioniert, will ich an zwei Beispielen erläutern: dem ‚Geschlecht' von Berufen und der Rolle von Technik für die Inszenierung des Geschlechtsunterschieds. Wie die feministische Professionsforschung zeigen konnte, gibt es letztlich nur eine Konstante im Prozess der Vergeschlechtlichung von Berufen: das hohe Maß an Flexibilität, d.h. letztendlich eignet sich jeder Beruf für jedes Geschlecht. Dies weise, wie die Soziologinnen Angelika Wetterer und Regine Gildemeister argumentieren, darauf hin, dass die Inhalte, die die Geschlechterdifferenz doch eigentlich ausmachen sollen, in gewissem Sinne beliebig seien. Die differenzierte Analyse des Geschlechtswechsels von Berufen zeige dagegen in der Tat, dass sich auf den ersten Blick nur die hierarchische Strukturierung im Verhältnis zwischen Frauenarbeit und Männerarbeit durchhält und das Geschlecht durchgängig als Platzanweiser oder Allokationsmechanismus fungiert (vgl. Gildemeister/Wetterer 1992; Wetterer 2002).

Einen ähnlichen Prozess können wir für die Rolle von Technik als Medium der Inszenierung von Geschlechterdifferenz beobachten. Die Historikerin Karin Zachmann (2008) konnte zeigen, dass Technik historisch betrachtet genau in jenem Zeitraum, in dem formale Mechanismen und Institutionen der sozialen Differenzierung abgeschafft bzw. aufgelöst werden (zum Beispiel Gesetze, die Frauen vom Wahlrecht oder der höheren Bildung ausschließen), ein wachsendes Gewicht für die soziale Markierung von Geschlechtergrenzen erlangt. In dem Maße, in dem der Gleichheitsanspruch der Moderne die Umstellung von formalen auf informelle Mechanismen der Differenzierung über Geschlecht erzwang, wurde die Nutzung von Technik zu einem wichtigen Medium zur Aufführung des Geschlechtsunterschieds. Auch hier also: Es muss unterschieden werden, womit/wodurch ist (fast) egal.

Werfen wir vor diesem Hintergrund einen Blick auf das, was in Geschlechterdingen derzeit der Fall ist, so fällt zweierlei auf: Wir haben es ebenso mit übertreibenden Artikulationen der Geschlechterdifferenz zu tun, wie im Falle des ZEIT-Dossiers, wie mit Formen ihrer Dethematisierung und praktischen Dekonstruktion, wie im Falle der Berichterstattung über Caster Semenya. Auf der einen Seite wird neben medialen und (populär-)wissenschaftlichen Beschwörungen des ‚ewigen Unterschieds' beispielsweise auch politisch im Namen von Geschlechtergerechtigkeit ‚gegendert'.

‚Gender' ist hier das Gebot und zugleich die Lösung der Stunde – keine Eliteuni ohne Gender-Politik, kein Jungen-Bolzplatz ohne Mädchen-Ballspielplatz, kein Forschungsantrag ohne *Gender-Impact-Assessment*, keine OP ohne *Gender-Check*. All diese Unternehmungen kommen ohne beständige Reinszenierung und Redramatisierung der Geschlechterdifferenz nicht aus. Auch hier wird der Unterschied mindestens implizit vorausgesetzt und oft

sogar explizit argumentativ in Anschlag gebracht, ergo Geschlechterdifferenz hypostasiert. Über dieses Paradox, nämlich jene Differenz, deren asymmetrisierende Effekte bekämpft werden sollen, erneut relevant zu machen, ist in den vergangenen Jahren viel diskutiert worden.

Diesen Dramatisierungen, in denen die Alltagstheoreme der Zweigeschlechtlichkeit noch in den Wissenschaftlichkeit beanspruchenden Ausführungen präsent sind, steht auf der anderen Seite das augenfällige Schwinden der Evidenz und Wirkmächtigkeit der Geschlechterdifferenz gegenüber. Diese ist zudem, wie Bettina Heintz und Eva Nadai (1998) schon Ende der 1990er Jahre feststellten, in zunehmendem Maße von ihrer *Mobilisierungsfähigkeit* abhängig. Das bedeutet zwar nicht automatisch, wie Heintz (2001) später präzisierte, dass die Geschlechterdifferenz prinzipiell als de-institutionalisiert gelten kann und folglich bedeutungslos ist. Vielmehr zielt die Diagnose darauf, dass die Aufrechterhaltung von Geschlechterungleichheit in steigendem Maße von kontextspezifischen Bedingungen abhängig ist und der ‚ewige Unterschied' nicht mehr umstandslos, routinisiert, als Deutungs- und Sinnressource zur Rechtfertigung von Ungleichheit zur Verfügung steht.

Die Semantik der Gleichberechtigung fungiert indes auch als Regulativ des Redens, und zwar dergestalt, dass das fraglos noch existente ‚alte' Geschlechterwissen, das eher in den Körpern als in den Köpfen steckt, einerseits kaum oder nur in Form von Exterritorialisierung thematisierbar ist – es sind irgendwelche anderen, im Zweifelsfall die eigenen Eltern als irgendwie Ältere, die im Korsett der geschlechterdifferenzierten Lebensweisen und -arrangements stecken. Andererseits aktiviert gerade diese Unmöglichkeit, das diskursiv inkompatibel gewordene alte Geschlechterwissen thematisieren zu können, längst veraltet geglaubte Geschlechterbilder und entsprechende Geschlechtsdarstellungen und -attributionen. Kehrseite der „rhetorischen Modernisierung" (Wetterer 2003) ist daher auch und gerade bei den sich selbst jenseits der Bürde des Geschlechts sehenden jungen Frauen ein oft deutliches Beharren auf der Legitimität geschlechtsstereotypen Handelns und Verhaltens.

Dass es lediglich eine Frage von (wiedergewonnener) Höflichkeit beziehungsweise der physischen Überlegenheit des Mannes ist und nicht, wie Erving Goffman (1994) uns so unnachahmlich gelehrt hat, Moment jener ‚Interaktionsordnung' der Geschlechter, die den Unterschied als solchen erst erzeugt, wenn Männer Frauen die Tür aufhalten, ihnen die Tasche tragen und in den Mantel helfen, glauben jedenfalls oft auch jene, die ansonsten für den ‚ewigen Unterschied' nur Gelächter übrig haben.

Und dennoch oder gerade weil die Geschlechterdifferenz artikuliert werden muss, gilt es, darauf zu beharren, dass es ‚Frauen' und ‚Männer' als homogene Gruppen nicht gibt, ebenso wenig wie ‚die' Wahrheit über eine zweigeschlechtliche Welt. Die Grenzen sind nicht trennscharf zu ziehen, die

traditionellen Pole ‚Männlichkeit' und ‚Weiblichkeit' gleichen eher ‚historischen Geschlechtskrankheiten' als einer bewahrenswerten Mitgift und bis jetzt hat sich noch hinter jeder ‚Wahrheit' des Geschlechts eine neue black box geöffnet. Menschen wie Caster Semenya attackieren durch ihre schiere Existenz den ‚normalen' Geschlechterkodex und widerlegen die scheinbar selbstverständliche Basisregel, dass Geschlecht klar definiert, der männliche oder weibliche Körper die natürliche Basis des sozialen Geschlechts sei und von Geburt bis zum Tod unverändert und kulturübergreifend feststehe. Wer aber hat das Recht, ein Klassifikationssystem über das schiere Leben zu stellen?

Was wir – und damit komme ich zum Schluss – aus der Geschichte von Caster Semenya indes noch lernen können, ist, dass es um mehr als um eine weitere Stimme im Chor ‚verrückter' Minderheiten geht – und das wäre, wie gesagt, schon viel. Denn was diese Geschichte auch verdeutlicht – und wovon im Übrigen auch das ZEIT-Dossier kündet –, ist, wie Judith Butler argumentiert, dass die Geschlechterdifferenz offensichtlich ein Ort ist, an dem wieder und wieder die Frage nach dem Verhältnis des Biologischen zum Kulturellen gestellt wird, an dem diese Frage gestellt werden muss und kann, aber wo sie, streng genommen, nicht beantwortet werden kann (vgl. Butler 2009, S. 281 ff.).

Wenn das zutrifft, wenn Geschlechterdifferenz also weder, wie Butler fortfährt, ein Ding, eine Tatsache oder eine Vorannahme ist, sondern das Verlangen nach erneuter Artikulation darstellt, etwas, was also fortwährend verhandelt werden *muss*, darf die Frage der Geschlechterdifferenz in der Tat nicht abschließend beantwortet werden. Denn auf dem Terrain dieser Frage wird auch die Frage des Menschlichen verhandelt, insofern es vor allem die kulturelle Norm des ‚biologischen Geschlechts' ist, die regiert, welche Körper sozial bedeutsam oder geächtet sind und welche Art Person jemand überhaupt werden kann – und welche Rechte ihr folglich zustehen.

Eingedenk dieser Überlegung täten wir gut daran, nicht nur aufmerksam zu bleiben für die Schäden, die durch die Verweigerung von Anerkennung angerichtet werden, sondern auch daran, beständig den Grundsatz zu verteidigen, dass wir ‚die' Wahrheit des Geschlechts nicht kennen und nicht kennen wollen.

Literatur

Beauvoir, S. de (1949/2000): Das andere Geschlecht. Reinbek: Rowohlt.

Berlant, L./Warner, M. (2005): Sex in der Öffentlichkeit. In: Haase, M./Siegel, M./Wünsch, M. (Hrsg.) (2005): Outside – Die Politik queerer Räume. Berlin: b-books, S. 77–104.

Blackless, M./Charuvastra, A./Derryck, A./Fausto-Sterling, A. (2000): How Sexually Dimorphic Are We? Review and Synthesis. American Journal of Human Biology 12, S. 151–166.

Butler, J. (1991): Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
Butler, J. (2009): Die Macht der Geschlechternormen und die Grenzen des Menschlichen. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
Dieterle, C. (2009): „Ist diese Lady eine Frau?“ Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 20.8.2009. www.faz.net/s/Rub35544C720AF84850897745F2D10DC2F0/Doc~E963D0184898D42EDAAE452A7A4B9975E~ATpl~Ecommon~Scontent.html (Abruf 1.7.2014).
Dietze, G. (2006): Schnittpunkte. Gender Studies und Hermaphroditismus. In: Dietze, G./Hark, S. (Hrsg.) (2006): Gender kontrovers. Genealogie und Grenzen einer Kategorie. Königstein: Ulrike Helmer, S. 46–68.
Eder, M. (2009): Das dritte Geschlecht. Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 2.10.2009. www.faz.net/s/Rub9CD731D06F17450CB39BE001000DD173/Doc~E81B76BF59CDF452A9A14B9719296B934~ATpl~Ecommon~Sspezial.html (Abruf 1.7.2014).
Fausto-Sterling, A. (2000): Sexing the Body: Gender Politics and the Construction of Sexuality. New York: Basic Books.
FAZ (2009): Stichwort Sex-Test. Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 20.8.2009. www.faz.net/s/Rub35544C720AF84850897745F2D10DC2F0/Doc~EAB46242761D941A788CAFC4C7519B61E~ATpl~Ecommon~Scontent.html (Abruf 1.7.2014).
Gildemeister, R./Wetterer, A. (1992): Wie Geschlechter gemacht werden. Die soziale Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit und ihre Reifizierung in der Frauenforschung. In: Knapp, G.-A./Wetterer, A. (Hrsg.) (1998): TraditionenBrüche. Entwicklungen feministischer Theorie. Freiburg: Kore, S. 46–68.
Goffman, E. (1994): Das Arrangement der Geschlechter. In: Ders. (1994): Interaktion und Geschlecht. Frankfurt am Main und New York: Campus, S. 105–158.
Grabrucker, M. (1983): „Typisch Mädchen …“: Prägung in den ersten drei Lebensjahren. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch.
Hausen, K. (1976): Die Polarisierung der „Geschlechtscharaktere“. Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben: In: Hark, S. (Hrsg.) (2007): Dis/Kontinuitäten: Feministische Theorie.Wiesbaden: VS Verlag, S. 105–158.
Heintz, B./Nadai, E. (1998): Geschlecht und Kontext. DeInstitutionalisierungsprozesse und geschlechtliche Differenzierung. In: Zeitschrift für Soziologie, 1998, H. 2, S. 75–93.
Heintz, B. (2001): Geschlecht als Un-Ordnungsprinzip: Entwicklungen und Perspektiven der Geschlechtersoziologie. In: Heintz, B. (Hrsg.) (2001): Geschlechtersoziologie, Sonderband 41 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. Opladen, S. 9–29.
Herden, B. (2007): Erbe und Erziehung. Die Zeit vom 28.6.2007. www.zeit.de/2007/27/PS-Biologie-Gender?page=all (Abruf 1.7.2014).
Honegger, C. (1991): Die Ordnung der Geschlechter. Die Wissenschaften vom Menschen und das Weib. Frankfurt am Main und New York: Campus.
Ingraham, C. (2004): Thinking Straight: The Promise, the Power, and the Paradox of Heterosexuality. New York: Routledge.
International Association of Athletics Federations (IAAF) (2006): Policy on Gender Verification. www.iaaf.org/mm/document/imported/36983.pdf (Abruf 1.7.2014).
International Association of Athletics Federations (IAAF) (2011): IAAF Regulations Governing Eligibility of Females with Hyperandrogenism to Compete in Women’s Competition – In force as from 1st May 2011. www.iaaf.org/about-iaaf/documents/medical (Abruf 15.8.2014).
Irigaray, L. (1979): Das Geschlecht, das nicht eins ist. Berlin: Merve.

Kessler, S./McKenna, W. (1978): Gender: An ethnomethodological approach. New York: University of Chicago Press.
Rubin, G. (2006): Der Frauentausch. Zur ‚politischen Ökonomie' von Geschlecht. In: Dietze, G./Hark, S. (Hrsg.) (2006): Gender kontrovers. Genealogie und Grenzen einer Kategorie. Königstein: Ulrike Helmer, S. 69–115.
Scott, J. (1994): Gender: Eine nützliche Kategorie der historischen Analyse. In: Kaiser, N. (Hrsg.) (1994): Selbst Bewusst. Frauen in den USA. Leipzig: Reclam, S. 27–75.
Scott, J. (2001): Die Zukunft von gender. Fantasien zur Jahrtausendwende. In: Honegger, C./Arni, C. (Hrsg.) (2001): Gender – die Tücken einer Kategorie. Geschichte und Politik. Zürich: Chronos, S. 39-63.
Simeoni, E. (2009): Wer ist das? Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 21. August 2009. www.faz.net/s/Rub35544C720AF84850897745F2D10DC2F0/Doc~EDC4AB8892BAD40F3859ABE03F2210C5D~ATpl~Ecommon~Scontent.html (Abruf 1.7.2014).
Strassmann, B. (2007): Woher haben sie das? In: Die Zeit (vom 3.7.2007) (auch online unter www.zeit.de/2007/27/PS-Jungen-M-dchen, Abruf 12.8.2014).
Wetterer, A. (2002): Arbeitsteilung und Geschlechterkonstruktion. „Gender at Work" in theoretischer und historischer Perspektive. Konstanz: UVK.
Wetterer, A. (2003): Rhetorische Modernisierung: Das Verschwinden der Ungleichheit aus dem zeitgenössischen Differenzwissen. In: Knapp, G.-A./Wetterer, A. (Hrsg.) (2003): Achsen der Differenz. Gesellschaftstheorie & feministische Kritik 2, S. 286–319.
Zachmann, K. (2008): Technik, Konsum und Geschlecht – Nutzer/innen als Akteure/innen in Technisierungsprozessen. In: Lucht, P./Paulitz, T. (Hrsg.) (2008): Recodierungen des Wissens. Stand und Perspektiven der Geschlechterforschung in Naturwissenschaften und Technik. Frankfurt am Main und New York: Campus, S. 69–86.